

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 180. Bromberg, den 8. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

1. Fortsetzung.)

Ob nun ein Fremder kommen würde?

Das war das in Frage gestellte Ereignis, von dem vieles abhing. Vielleicht das zukünftige Glück Altaichs, jedenfalls das gegenwärtige Ansehen Natterers.

Es trat ein.

Zu Anfang Juli als die Kinder der Flora mit allem Grase gemäht und gedörrt wurden.

Das Ereignis trat ein, unauffällig, schlicht, beinahe unbemerkt.

Eines Nachmittags um fünf Uhr, als die Leute auf dem Felde waren und sich kaum Zeit nahmen, den heranschleichenden Zug zu betrachten, vollzog sich die denkwürdige Begebenheit.

Die Lokomotive pfiff, der Zug hielt an. Ein dicker, mittelgroßer Mann stieg aus, und sein gerötetes Gesicht sah so altbayrisch aus wie die ganze Gegend.

Über den linken Arm hatte er einen gelben Überzieher geworfen; er trug einen Segeltuchkoffer und Schirm und Stock, die zusammengebunden waren.

Der Stationsdiener nahm ihm das Billett so gleichmütig ab wie dem andern Fahrgaste, dem Ökonomen Schöttl, der eine vierzinkige Gabel und eine mit Papier umhüllte Sense trug zum Zeichen, daß er nicht bloß so oder zum Vergnügen verreist gewesen sei.

Der Fremde ging auf der staubigen Straße in den Ort, und da er das weit ausladende Schild sah, hielt er beim Gasthofe zur Post an.

Das Haus war wie ausgestorben; Knechte, Mägde und der Posthalter selbst waren auf dem Felde.

Als sich niemand sehen ließ, stellte der Fremde etwas unmutig seinen Koffer im Torgange nieder, rief ein paarmal: „He! Was is denn? He!" pfiff und schüttelte ärgerlich den Kopf.

Endlich öffnete er eine Türe, die in die Gaststube führte. Die Stube war leer, und es roch etwas säuerlich nach Bier.

Als der Fremde hinter den Verschlag schaute, wo der Bierbanzen stand, flog summend eine Schar Fliegen auf, die in einem kupfernen Nößel Bierreste gefunden hatten.

Der Mann pfiff wieder. Niemand gab Antwort.

Nun schaute er durch ein Schiebefenster in die Küche und sah zwei Weibspersonen neben dem Herd sitzen. Die eine stocherte mit einer Haarnadel in ihren Zähnen herum und schien die Kellnerin zu sein.

Die andere saß mit verschränkten Armen behaglich zurückgelehnt, die aufgekrämpelten Ärmel und eine weiße Schürze ließen in ihr die Köchin erkennen.

Der Fremde klopfte ärgerlich ans Fenster, schob es in die Höhe und rief:

„Ja . . . Herrgott . . . was is denn eigentlich? Is denn in der Kalupp'n gar koa Bedienung vorhand'n?"

Die Kellnerin stand langsam auf, steckte die Haarnadel in den Zopf und fragte gleichmütig:

„Was schaffen S'?"

„Kommen S' halt her, gnä Fräulein! San S' so guat!"

Es dauerte noch eine Weile, bis die Kellnerin in die Stube kam und nochmal fragte:

„Wollen S' a Halbe? A Maß?"

„Nix will i. A Zimma will i."

„A Zim—ma?"

„Ja. Muaß i's no a paarmal sag'n? Wia g'stell'n Eahna denn Sie o?"

Man konnte das rechtschaffene Weibsbild nicht aus der Ruhe bringen. Es schüttelte den Kopf und rief in die Küche hinein:

„Du, Sephi!"

„Was?"

„Der Herr möcht' a Zimma."

„A Zim—ma?"

Die Köchin fragte es genau so gedehnt.

„Was is denn dös für a Wirtschaft?" schrie der Gast.

„No ja", sagte die Kellnerin, „d' Fanny is net dahoam. De is im Feld draußd."

„Und Bett werd aa koans übazog'n sei", bestätigte die Köchin.

„I leg' mi net ins Bett um fünfi namittag. Aber a Zimma möcht' i, mei Gepäck will i net stell'n . . . Himmi . . . Stern . . . Laudon! . . ."

„Dös gang scho . . . a Zimma zoag'n", meinte die Köchin.

Die Kellnerin zögerte.

„Wenn halt d' Fanny net da is . . ."

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen in den Hof fahren.

Die Köchin öffnete das Küchenfenster und schrie mit durchdringender Stimme:

„Herr Blenninga!"

„Woas?" fragte eine tiefe, fette Stimme zurück.

„Sie soll'n eina kemma. Es is wer do . . ."

„So", sagte die Köchin, „jetzt is Gott sei Dank der Herr Posthalta selber da. Mit dem könna S' all's ausmacha."

Sie schloß das Schiebefenster.

Die Kellnerin gähnte laut und ging hinter den Verschlag, ließ etwas Bier ins Nößel laufen und trank ohne Hast und ohne rechten Genuß, bloß zum Zeitvertreib.

Der Posthalter trat ein.

„Also was habts?" fragte er.

„Der Herr möcht' a Zimma", sagte die Kellnerin hinterm Verschlag.

Der Fremde nahm selber das Wort.

„I möcht' bei Ihnen wohnen, aber dös is 'scheinbar mit solchene Schwierigkeit'n verbund'n . . ."

„Na . . . na, dös hamm ma glei. Resi! Gehst zu da Fanny naus, sie soll eina kemma, a Zimma richt'n . . . San S' gewiß a G'schäftsreisender?"

„Na. I bin zu mein Vergnüg'n da. Hoaßt dös, wenn ma hier zu sein Vergnüg'n sei ko . . . Sie hamm doch Eahna Höft . . ." Der Fremde war immer noch ärger-

lich . . . „Sie hamm doch Eahna Hoft als Sommafrisch'n ausschreib'n lass'n . . ."

„A Summafrischla?"

„Ja, wenn's erlaubt is, und wenn's mir g'fallt . . . . . Bis jetzt siech i net viel . . ."

„No! No!" begütigte Blenninger. „Es wird Eahna scho g'fall'n . . . mir san jetzt in der Heuarbet, und überhaupts, mir san die G'schicht no net gewohnt . . . Fanny!" wandte er sich an die eintretende Magd, „zoagst dem Herrn a paar schöne Zimma . . . Sie könna's Eahna raussuach'n. Platz gibt's gnua."

Der Gast stieg hinter Fanny die breite Treppe hinauf, und Blenninger schaute ihm nach.

„Jetzt so was! A Summafrischla! Wenn dös da Natterer hört, schnappt er ganz üba."

Das Gesicht des Fremden wurde freundlicher, als er die großen, hellen Zimmer sah, die alle behäbig mit Möbeln aus der Großvaterzeit eingerichtet waren. An den Wänden hingen bunte Lithographien aus der Zeit König Ludwigs I.

König Otto von Griechenland war dargestellt, wie er in Palikarentracht von der Akropolis herunter ritt; auf anderen Bildern sah man König Ludwig inmitten einer großen Hofgesellschaft, und wiederum Prinzen auf sich bäumenden Rossen.

Alles in den Zimmern wies auf die gute, alte Zeit hin, und das ließ günstige Schlüsse zu.

Der Fremde nickte zufrieden. Er sah, daß auch die Betten reinlich und gut waren, und Fanny versicherte eifrig, daß sie Kissen und Decke mit frischen Linnen überziehen werde.

Als der Gast die Treppe hinunterschritt, war er besser gelaunt, und er nahm sich vor, einen Rundgang durch den Ort zu machen.

Auch hier gefiel ihm alles, was er sah. Wenn er schon nicht wußte, daß er das denkwürdige Exemplar des ersten Sommerfrischlers darstellte, so bemerkte er doch, daß die Wogen des Fremdenstroms noch nicht durch Altaich geflutet waren.

Auf dem Platze erhoben sich stattliche Bürgerhäuser; weiter hinaus standen niedere Gebäude neben Scheunen und Ställen.

Von links nach rechts brüllte, meckerte, gackerte und grunzte es und erweckte Hoffnungen auf dicken Rahm und gelbe Butter, auf frische Eier und zartes Schweinefleisch.

„Unverdorbene Gegend . . ." murmelte der Fremde.

Nur einmal stutzte er, als er auf den Marktplatz zurück zu einem modisch aufgeputzten Kaufladen kam.

In der Auslage hing ein Plakat, auf dem zu lesen war, daß Karl Natterer junior den titulierten Kurgästen sein wohlassortiertes Lager von Hamburger Zigarren empfohlen halte. Der Fremde trat ein und wurde von einem unansehnlichen Herrn überfreundlich begrüßt.

Er kaufte einige Zigarren und versuchte im Gespräche etwas Näheres über den Altaicher Fremdenverkehr zu erfahren.

Er gab mehr, als er empfing.

Der beglückte Natterer erfuhr, daß er den ersten richtigen, durch ihn angelockten Kurgast vor sich habe.

Der Kurgast aber erhielt nur allgemeine Andeutungen über gute Entwicklungssymptome.

Zum Schlusse stellte sich Natterer als Vorstand des Vereins vor und erbat sich für die Altaicher Kurliste, die der Piebinger Vilsbote veröffentlichen wollte, die Personalien des sehr geehrten Gastes.

Der Fremde gab ihm seine Visitenkarte: „Oberinspektor Josef Dierl aus München." Natterer nahm sie dankend entgegen und hoffte, daß der Herr Oberinspektor mit der gewählten Sorte zufrieden sein werde, versicherte dem Herrn Oberinspektor, daß der Herr Oberinspektor in der gleichen Preislage angenehme Abwechslung finden werde, und wünschte dem Herrn Oberinspektor gutes Wetter, gute Unterhaltung und guten Tag.

Als der Fremde den Laden verlassen hatte, mußte Frau Wally Natterer kommen und die frohe Kunde vernehmen, daß die Saison glückverheißend eröffnet sei.

Triumphierend hielt ihr der Eheherr die Visitenkarte vor.

„Ein Oberinspektor?" fragte Frau Wally. „Das is gewiß was sehr Feines?"

„Jedenfalls was Besseres", antwortete Natterer. „Die Sach' reguliert sich. Ma sieht halt, was eine gute Reklame ausmacht."

*

Vom Posthalter Blenninger, der viel zu faul war, um Lügen für den Glanz des neuen Höhenluftkurortes zu ersinnen, bekam es Herr Dierl bald zu wissen, daß er der erste Kurgast war.

Vielleicht hätte das einen andern stutzig gemacht, aber der Oberinspektor der Lebensversicherungsgesellschaft Artemisia, der eine kurze Offizierslaufbahn in Burghausen begonnen und beendet hatte, war ein Kenner und ein Freund des altbayrischen Lebens.

Er wußte, wie sehr die Biederkeit des Charakters und die Größe der Portionen durch Fremde vermindert werden.

Ihr Fehlen stimmte ihn hoffnungsfroh, und eine Kalbshaxe von altväterlichen Maßen bestätigte ihm seine Vermutung, daß er auf der Insel der Seligen gelandet sei.

Er schwor es sich zu, über dieses Eiland strenges Stillschweigen zu bewahren, und er faßte gleich eine Abneigung gegen Natterer, dem er Verrat zutraute.

Zweites Kapitel.

Am Fuße des von Norden her sanft ansteigenden, gegen Süden ziemlich steil abfallenden Hügels lag unweit vor der Einmündung des Schleifbaches in die Vils die Ertlmühle.

Um das zwei Stockwerke hohe Gebäude lag ein Duft von Mehlstaub, der aus Fenstern und Türen drang und sich auf die Blätter der nächsten Bäume, wie auf die Grashalme der bis an den Hof hin reichenden Wiese legte.

Neben der Einfahrt lehnte an der Hausmauer ein beschädigter Mühlstein, in den die Jahreszahl 1724 eingemeißelt war, und der sich als Invalide die Sonne auf die alten Furchen scheinen ließ.

Er war ein braver, alter Sandstein von deutscher Art und hatte in der Neuzeit einem modischen Süßwasserquarz, einem Franzosen, Platz machen müssen, und das durfte ihn verdrießen, denn er war in seiner langen Dienstzeit ein flinker Läufer gewesen, der sich emsig gedreht hatte, nicht ein fauler Bodenstein, der unten liegt und geschehen läßt, was geschieht.

Aber das war nun so mit der Ausländerei, die bei den jüngeren Müllern aufgekommen war. Sie holten Franzosen her und stellten die abgerackerten deutschen Steine vor die Türe hinaus, wo hinter ihnen Brennesseln in die Höhe wuchsen und sich durch die Löcher drängten.

Wenn man schon Anno 1724 gedient hat, war man am Ende vornehmer, wie die ganze Mühle, die erst 1875 von dem aus dem Fränkischen zugereisten Michael Oßwald an Stelle der uralten Ertlmühle neu gebaut worden war.

Michael Oßwald war der Vater des jetzigen Eigentümers Martin Oßwald gewesen, der in dem saubern Häuschen auf der andern Seite des Hofes wohnte und ein stiller Mensch war, der auch im Äußern nichts an sich hatte von den früheren Ertlmüllern, die lustige Altbayern mit ordentlichen Bäuchen gewesen waren.

Martin Oßwald war ein schmächtiger, zarter Mensch. Aus seinem schmalen Gesichte schauten ein Paar verträumte Augen in die Welt und eigentlich nie scharf auf einen Gegenstand, sondern daneben hin und in die Luft und ins Unbestimmte, wo sie etwas Fröhliches zu finden schienen, denn häufig flog ein Lächeln um den fein geschnittenen Mund, das sogleich verschwand, wenn jemand den Meister anredete, oder wenn ihn eine recht bestimmt klingende weibliche Stimme beim Namen rief.

Dann veränderte sich der Ausdruck in seinen Augen so, daß man merkte, wie er aus einem Traume erwachte oder seine Gedanken von einer weiten Reise zurückholte.

Die Stimme kam von seiner Ehefrau Margaret her, die in ihrem Wesen eine unverkennbare Klarheit des Willens zeigte.

Ihr dunkles Haar war durch einen geradlinigen Scheitel geteilt, von dem aus es sich nach rechts und links in gleichen Teilen straff an den Kopf preßte.

Die blauen Augen blickten ruhig, die Nase war wohl etwas scharf, aber um den Mund lag wieder ein gutmütiger Zug, der Wohlwollen und hie und da ein wenig Staunen

über die sich ins Blaue verlierenden Gedanken ihres Eheherrn verriet.

Man konnte wohl glauben, daß in dem ansehnlichen, einige Schärfe erfordernden Geschäfte die Leitung eher der Frau Margaret zukam als ihrem Martin.

Wer es aber in landläufiger Weise so ausgelegt hätte, daß sie das Regiment führte, der wäre der klugen Frau nicht gerecht geworden.

Sie leitete durch ihren Einfluß auf ihren Mann das Ganze, aber sie wahrte nicht bloß den Schein, sondern sie brachte ihn sorgsam dazu, seine Rechte zu zeigen und auszuüben.

Niemals tadelte sie einen Müllerburschen, auch wenn sie was Unrechtes sah. Sie trug die Beschwerde ihrem Martin vor in einer längeren Rede, die alles enthielt, was er dem Burschen vorhalten mußte; wenn Kunden sie um etwas ersuchten, gab sie keine Zusage. Sie versprach, daß sie es dem Herrn sagen wollte, und ließ nie die Meinung gelten, daß sie zu entscheiden habe.

Die Frau soll nicht das Meisterlied singen, sagte sie, und wenn jemand meinte, der Martin sei doch gar zu still, dann antwortete sie, Reden komme von Natur, Schweigen aber vom Verstand.

Sie freute sich innerlich darüber, daß er nichts Grobes leiden mochte, des abends gerne in einem Buche las oder auf seiner Geige spielte.

Sie dachte, daß sie es besser getroffen habe wie andere Frauen, deren Männer ihre Freude im Wirtshause suchten und meinten, Weib und Ofen könnten ruhig daheim bleiben.

Auch war ihr Martin nicht etwa gleichgültig, und in wichtigen Dingen zeigte er festen Willen und tüchtigen Verstand.

Er ging seinen Pflichten nicht aus dem Wege. Wenn ihm das Geschäft nicht über alles ging, so durfte sie sich darüber nicht grämen, denn sie wußte, daß er sich in seiner Jugend einen anderen Beruf vorgesetzt hatte, und daß er schon sechzehn Jahre alt gewesen war, als man ihn aus dem Lehrerseminar ins väterliche Geschäft geholt hatte.

Dafür war sein nur anderthalb Jahre älterer Bruder Michel bestimmt gewesen, der seine Lehrzeit in einer Nürnberger Kunstmühle zugebracht hatte und darin auch noch als Gehilfe tätig geblieben war.

Aber eines Tages war er auf und davon gegangen und hatte aus Bremen an die Eltern geschrieben, daß er auf einem Segler Dienst genommen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Ferienzeit!

Heiteres von G. W. Beyer.

Der Direktor des Zoologischen Gartens fährt in Urlaub. Er hat sich schon seit Wochen darauf gefreut, einmal nichts mehr von seiner Arche Noah dahinten hören und sehen zu müssen. Er will seine Freizeit genießen, sich über nichts ärgern.

Leider erhält er schon am dritten Tag einen Brief von seinem Stellvertreter: „Unser einer Schimpanse ist gestorben. Der andere sehnt sich ganz deutlich nach einem Gefährten. Was soll ich tun, solange Sie nicht hier sind?"

Wütend antwortete der Direktor auf diese etwas eigenartige Epistel: „Sie sind doch mein Stellvertreter. Also setzen Sie sich selbst in den Schimpansenkäfig!"

*

Windigs haben ihren Wagen mit in die Ferien genommen. Ganz hinten in den Bergen ist ihr Standquartier. Ein idyllisches Nest. Wald, See, Fels, unverfälschte Natur. Die Leute im Dorf sind genau so. Freundlich, hilfsbereit.

Deshalb meldet sich gleich der Schmied, als an Windigs Wagen irgend etwas nicht in Ordnung ist: „Ach, das machen wir schon wieder zurecht."

Herr Windig hat zwar kein rechtes Zutrauen. Da er aber nichts von Reparaturen versteht, überläßt er schließlich seinen Wagen doch dem Schmied.

Am nächsten Tag will er sich danach erkundigen. Der Schmied hat die kranke Hinterbrücke auseinander geschraubt und kratzt sich den Kopf. Um ihn herum liegen Schrauben, Muttern, Zahnräder, Kugellager.

„Na", fragt Windig ängstlich, „wird's wieder laufen?"

„Ja", sagt der Schmied ein wenig verlegen und besieht sich die Kraftwageneingeweide, „so ein Auto ist doch viel komplizierter, als ich gedacht hätte!"

*

Herr Schütter läßt sich vom Sommerfrischenwirt sein Zimmer zeigen. Er ist mit allem einverstanden. Ländlich, sittlich. Herr Schütter stellt keine großen Ansprüche.

Er meint nur, indem er auf das Fenster zeigt: „Wo ist denn die versprochene Aussicht auf die Berge?"

Da zieht der Wirt ein paar Vorhänge zurück und deutet gleichzeitig auf einen Automaten: „Bitte, Sie brauchen nur einen Groschen einzuwerfen, dann geht dieses Fenster auf, und Sie genießen fünf Minuten lang die schönste Bergaussicht."

*

Meta ist etwas zu lang geraten und auch sonst nicht sehr schön. Im Wasser sieht man freilich nicht viel davon. Also fährt der Vater seiner Fräulein Tochter zuliebe an die See.

Beide paddeln im Wasser herum. Ein junger Mann schnauft vorbei. Vater achtet nicht darauf.

Plötzlich hört er seine Tochter schreien: „Vater, halt den Menschen auf!" — „Warum denn, Metachen?" fragte der alte Herr vorsichtshalber.

„Denke dir nur, die Frechheit: Er wollte mich küssen!"

„Ach", legt sich der Alte wieder auf den Rücken, „beruhige dich doch, liebes Kind! Es ist noch nicht alles verloren. Vielleicht kommt noch einer vorbei."

*

Herr Krummbück ist etwas geizig. Das hält ihn nicht davon ab, dieses Jahr eine Seereise zu machen. Auf dem Dampfer lernt man seine hervorstechendste Eigenschaft schon nach ein paar Stunden kennen.

Eine steife Brise kommt auf. Das Schiff schaukelt ein wenig. Herr Krummbück geht zum Kapitän: „Sagen Sie nur, wie wehrt man sich gegen die Seekrankheit?"

Der Kapitän ist um die Antwort nicht verlegen: „Haben Sie ein Markstück bei sich?"

„Selbstverständlich", wundert sich Herr Krummbück und kramt das Geldstück aus der Tasche.

„Schön", sagt der Kapitän. „Stecken Sie's zwischen die Zähne und halten Sie's fest. Dann werden Sie bestimmt nicht seekrank!"

Kampf mit dem Dämon.

Von Bruno Winkler.

Das Summen gedämpfter Unterhaltung wogte durch den Saal. Die Zettel mit der Spielfolge raschelten. Einige der Zuhörer benutzten sie als Fächer, denn es war sehr warm. Brennend flutete die Maisonne herein. Eben wurden die Fenster, die während der Pause offen gestanden hatten, geschlossen. Das Tuten eines Rheindampfers erstarb.

„Schumann wird nach Hillers glänzender Stabführung einen schweren Stand haben", sagt Herr von Schadow, der Direktor der Kunstakademie, zu dem neben ihm sitzenden Dichter und Arzt Müller von Königswinter.

„Das glaube ich nicht", erwiderte dieser, „er dirigiert sein eigenes Werk."

Schadow nickte und sah dabei unwillkürlich nach Frau Klara Schumann hin, die ihren Platz neben Hammers, Düsseldorfs Bürgermeister, und Verhulst, dem berühmten, aus dem Haag zum Musikfest herbeigeeilten Dirigenten, hatte; ihr Gesicht drückte freudige Erwartung aus.

Da prasselte Händeklatschen auf. Robert Schumann stand vor dem Orchester. Er verbeugte sich ernst, wandte sich dann jäh um und ergriff den Taktstock. Ein rasches, zweimaliges Klopfen auf das Notenpult, ein Augenblick der Starre: In jubelndem Zusammenklang riefen die Stimmen der Instrumente dem Meister das A seiner D-moll-Symphonie entgegen.

In diesem Augenblick schwand die Umwelt für ihn. Er empfand außer sich nichts mehr als die Töne, die um ihn schwangen. Sein Ohr fing sie auf, und sein innerer Sinn formte sie wie einst im Schaffenstaumel zur Melodie. Indem er es vernahm, schuf er sein Werk aufs neue, und aufs neue brachen die Empfindungen in ihm auf, die es einst erweckt hatten. Zwölf Jahre war es her, daß er es gestaltet: im ersten Jahr seiner Ehe mit der einzig Geliebten, die er nach schwerem Kampf errungen hatte. Einem Komponisten mit ungewisser Zukunft wollte der Klavierlehrer und Pianofortehändler Friedrich Wieck die Tochter nicht geben; sie hatten das Gericht anrufen müssen, um die Erlaubnis zur Ehe zu erlangen. Zeit des Leidens, Zeit der Schmerzen! Wie eine Bitte klingt das A; in Achtelfiguren steigt es auf, gleitet es nieder. Ach, Bitten hatten bei dem Starrkopf nichts vermocht. Ein Mensch ohne Herz! Diese Kälte, dieser böse Wille! „Sie sind ein vortrefflicher Mann, aber es gibt noch vortrefflichere. Ich weiß eigentlich nicht, was ich mit Klara vorhabe. Herz? Was gebe ich aufs Herz?" hatte Wieck auf Schumanns Werbeschreiben geantwortet.

Das düstere Sechzehntelmotiv! Wie Gewitterschauer fegen die Melodien heran. Nichts schmerzt mehr als unverdiente Kränkung. Die Seele vermag es fast nicht zu tragen. Finsternis liegt über der Welt. Aber still und rein leuchtet das Licht, das Kraft und Ziel in der Verzweiflung gibt: ihre Liebe. Süß steigt die Kantilene auf. Wie ruft die Stimme so sanft, wie tröstet, wie lindert sie, wie gibt sie Mut! Hinweg, ihr Dämonen der Schwermut und Melancholie! Kampf! Mit dem Gegner und den dunklen Mächten in der eigenen Brust. Wer kampffroh seiner Stärke und seiner guten Sache vertraut, wird siegen. Wie Schlachtengesang wallt es auf. Triumphklänge enden den ersten Satz.

Schumann fuhr sich über die Stirn. Fing er schon an zu schwitzen? Er hielt doch gar nichts mehr aus. Ohne Unterbrechung ging es in den zweiten Satz über. Dirigierte er auch energisch genug? Würden sie wieder sagen, er hätte das Orchester nicht in der Gewalt gehabt? Wie gut, daß er die Plage mit den Abonnementskonzerten los war! Er war Künstler, aber nicht Drillmeister. Tausch hatte die Symphonie trefflich einstudiert, das muß er ihm lassen. Die Solovioline! Der Taktstock tanzt in leichten, flüssigen Linien, die Linke flattert. Lieblicher, beschwingter! Es ist Klaras Stimme. Aber das weiß Becker ja nicht — vielleicht hätte er es ihm sagen sollen — das weiß niemand außer ihm und ihr. Was war das doch für ein schöner Tag, der erste des zweiten Ehejahres, ihr Geburtstag, an dem sie die kleine Marie tauften und er Klara mit der Symphonie überraschte! Merkwürdig, daß die Herren vom Musikverein durchaus dieses Stück aufgeführt haben wollten!

Der zweite, der dritte Satz rauschte über die Hörer hin. Sie saßen im Bann der Melodien. Klaras glänzende Augen ruhten auf der Gestalt des geliebten Mannes. Mit welchem Feuer, mit welcher Kraft Robert heute dirigierte!

Der Mann, der dort so fest vor allen stand und so sicher den Stab zu führen schien, kämpfte einen furchtbaren Kampf. Als das Scherzo aufflackerte, fiel ihn etwas Unheimliches an. Töne erklangen in ihm, nicht im Ohr: im Kopf, im Schädel, im Hirn! Ein pfeifendes A, ein schrilles C, ein schmerzhaft dazwischen schreiendes D. Sie zerrissen die Harmonie seines Werkes, sie brachen ein in den herrlich dahinflutenden Strom der Symphonie wie ein zweiter rauschender Strom, sich selbst zu Melodien fügend. Schumann lauschte den Klängen in sich und den Klängen seines Werkes. Die Weisen begannen sich zu vermischen wie die Wasser zweier Flüsse. Kraft! Er hatte sich zuviel zugetraut, er war zu krank. Jetzt mußte das Sechzehntelmotiv des ersten Satzes wieder kommen. Still, ihr Töne! O Himmel! Da war es! Er fing es auf, hielt es und führte es sicher durch die Wogen der Harmonien.

Das Tosen der Begeisterung löschte das letzte Klingen der teuflischen Musik in seinem Hirn aus. Er stand wie befreit. Noch nie in seinem an Triumphen reichen Leben hatte ihm der Beifall seiner Zuhörer so wohl getan. Er wußte, daß er seinem Künstlertum galt. Aber er nahm ihn diesmal nicht als ein Preisen seines Genies, er nahm ihn für mehr: als eine Verheißung Gottes, daß er den Dämon der Krankheit in sich überwinden und noch Herrliches schaffen werde.

Der todkranke Bauernsohn schreibt in die Heimat.

Es ist Abend, lieber Vater, und ich liege hier wund,
Immer höre ich eine Hand an der Klinke.
Manchmal geben sie mir ein Glas an den Mund,
Daß ich das kühlende Wasser trinke.

Dann höre ich die Quellen der Heimat, höre den Bach
An unserem Hofe vorüberlaufen.
Ich kann nicht schlafen, liege hier wach
Und höre den Regen draußen in den Traufen.

Du kommst vom Acker, deine Hand ist müd,
An den Fingern klebt noch die graue Erde.
Die Knechte sind stumm, eine Magd singt ein Lied,
Zwischen den Zäunen läutet die satte Herde.

Ich denke mir, daß die Mutter am Herde steht.
Es dampft die Milch und es rußen die Flammen.
Der blinde Ahne kaut ein stumpfes Gebet,
Brüder und Schwestern sind friedlich beisammen.

Über unseren Äckern wölbt sich die Nacht.
Der Hofhund bellt in die fremde Ferne.
Es ist die Stunde, wo auch der Kranke wacht,
Oh, ich sehe die guten, alten Sterne.

Niemals wieder leuchten sie mir ins Gesicht,
Nie mehr wird mir die Bauernsonne scheinen.
Aber sag es der lieben Mutter nicht,
Sie hat viel Not und Müh' — sie soll nicht weinen.

Dir sag ich es, Vater, Mann zu Mann,
Ich werde nie mehr, nie mehr wiederkehren.
Das Totenlinnen, das meine Schwester spann,
Wird einem anderen Bruder gehören.

Grüß mir die Felder und Wiesen, den Wald, den Fluß,
Rühr noch für mich an Pflug, Spindel und Schafe,
Sage, daß ich immer an sie denken muß,
Mit heißem Kopf, ehe ich ewig schlafe.

Das Sterben, lieber Vater, ist ja nicht so schwer,
Der Mensch muß sich fügen, in Gottes Namen —
Wenn nur das große, bittere Heimweh nicht wär' —
. . . Nun will ich ruhen, Amen!

Josef Friedrich Perkonig.

Lustige Rundschau



*** Ungarn.** Der Filmregisseur Eichberg liebt die Ungarn. Das ist in Berliner Filmkreisen sehr bekannt, und darum drängen sich alle Berliner Ungarn an ihn heran. Neulich sitzt er wieder mit einem zusammen:

„Sie kommen gerade aus Ungarn? Mein Gott, ich war schon viele Jahre nicht mehr dort. Wie sieht's denn in Fiume aus?" — „Fiume? Das gehört doch jetzt zu Italien." — „Ach ja! Und in Kronstadt?" — „Das ist jetzt rumänisch." — „Rumänisch? Und wie steht's mit Preßburg?" — „Gehört zur Tschechoslowakei." — „Ist denn wenigstens Neusatz noch ungarisch?" — „Nein, jugoslawisch." — „Furchtbar! Und wo stecken alle Ungarn jetzt?" — „In Berlin."

*

*** Der Komiker.** Kam eines Tages zu dem großen Hollywooder Regisseur Cecil B. de Mille ein Schauspieler, gänzlich unbekannt noch, und bat ihn um eine Rolle. De Mille zeigte sich recht ablehnend — da meinte der junge Mann: „Sehen Sie, hinter mir sind eine ganze Menge Gesellschaften her, wenn Sie mich nicht engagieren, werden die mich kriegen, dann haben Sie das Nachsehen." — De Mille, der solche Töne nur allzu gut kannte, meinte skeptisch: „Welche Gesellschaften zum Beispiel sind denn hinter Ihnen her?" — „Oh, die Elektrizitätsgesellschaft, die Gasgesellschaft, die Telephongesellschaft . . ." — De Mille hat ihn als Komiker engagiert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.